

Wie die Gegenwart Maria sieht

AUSSTELLUNG Das Bild der Gottesmutter Maria ist Thema einer Ausstellung in Sursee. Dabei ist sie weit mehr als nur Empfängerin von Bitten.

URS BUGMANN
urs.bugmann@luzernerzeitung.ch

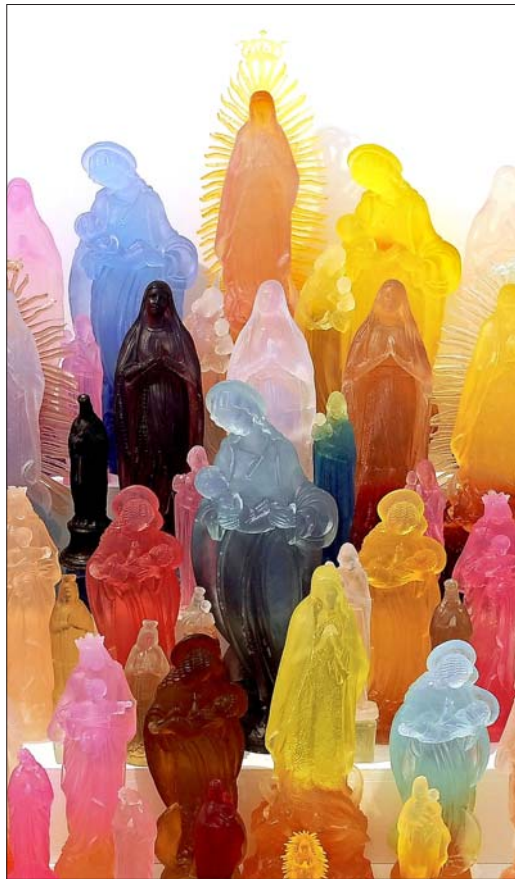
«Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria ...», dichtete der deutsche Romantiker Novalis (1772-1801) in einem seiner «geistlichen Lieder». Gielia Degonda (*1937), Künstlerin und Nonne im Kloster Ingenbohl, nahm das Wort auf und schuf einen Zyklus von Marienbildern auf handgrossen Blättern: Zeichnungen in Schwarz und Grau, Weiss und Gold, Gesichter, Andeutungen von Kopfformen, die zurückweisen auf die Bildnisse weiblicher Gottheiten aus archaischer Zeit.

Maria, die Gottesmutter, hat durch die Jahrhunderte hindurch die religiöse Kunst geprägt, ihre Verehrung ist tief in der Volksfrömmigkeit verwurzelt, das Dogma ihrer unbefleckten Empfängnis gehört zum Kern der katholischen Glaubenslehre. Über Marias Leben erzählt die Bibel nicht viel, die Legenden, die sie umranken, sind im Buch der Heiligen, der «Legenda Aurea» verzeichnet, die der italienische Dominikanermönch Jacobus de Voragine im 13. Jahrhundert niederschrieb. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein haben Bild und Glaubensvorstellungen von Maria auch die katholische Innenschweiz geprägt, setzten sich fest in der Kulturgeschichte und im Frauenbild.

Eva und Erdgöttinnen

Maria steht in mythischem Zusammenhang mit vorchristlichen Erd- und Fruchtbarkeitsgöttinnen. Eine Linie führt von ihr zurück ins Alte Testament der Bibel, zu der schwarzen Schönen des «Hohelieds» und zu Eva, deren Sündenfall sie aufhob.

Ein Marienmonogramm, in dem sich die Buchstaben, die ihren Namen schreiben, kunstvoll ineinanderfügen, das A zugleich ein I und in die Mitte des M gestellt, ist für Bettina Staub, Co-Leiterin des Sankturbanhofs, das Herzstück der Ausstellung «Ave Maria». «Als Zeichen, das gleichzeitig abstrakt und konkret ist, enthält es alles, fasst es die ganzen reichen Aspekte der Maria», sagt sie. Das Monogramm aus dem frühen 19. Jahrhundert, geschnitten und vergoldet, setzt den Ausgangspunkt für die Ausstellung und ist das Merkzeichen für die 22 Stationen, die anhand alter Darstellungen das Leben Marias erzählen. «Ave Maria» will keine systematische Ausstellung zum Thema sein, erhebt



Kunst, Kommerz, Kitsch, Frömmigkeit? Madonnen aus Seife von Marlies Pekarek. PD/Sven Beham

nicht den Anspruch, das Phänomen nach seinen mythischen, theologischen und populären Aspekten zu ergründen. «Wir gingen das Thema offen und nicht aus einer engen Sicht an», sagt Bettina Staub. «Der Ausgangspunkt war für uns die Kunst der Gegenwart, die Werke der drei Künstlerinnen und des Künstlerpaars, die sich mit der Gestalt der Maria auseinandersetzen. Dazu haben wir aus unserer Sammlung die historischen

«Wir gingen das Thema offen und nicht aus einer engen Sicht an.»

BETTINA STAUB, CO-LEITERIN SANKTURBANHOF

Zeugnisse zu einzelnen Aspekten gesucht.» Unter dem Titel «Liebe und Macht» begegnen sich im Gartensaal die von Marlies Pekarek (*1957) mit Wasserfarben auf Wachspapier gemalten Nachbilder von Madonnenstellungen von Veit Stoss um 1510, aus Südamerika um 1800 und eine steinerne Madonna aus dem 14. Jahrhundert, eine geschnitzte gotische Madonna. Die Skulpturen zeigen, wie in der Kunst die Muttergottes sich aus der bäurisch einfachen Frau zur schönen Adligen wandelt.

Neben ihren Wachspapierbildern zeigt Marlies Pekarek einen ganzen Raum mit volkstümlichen Votiv- und Hinterglasbildern, die sie überarbeitet und mit eigenen Bildern durchsetzt hat. Die Dutzendware von einst, hundertfach nachgebildet und verbreitet, wird verfremdet, das Frauenbild dahinter befragt, wenn eine Madonna plötzlich im Tschador erscheint.

Leere kommerzielle Reproduktionen, auf dem Grat zum Kitsch, zitieren die Madonnenfiguren, die Marlies Pekarek in gefärbter, nach Rosen duftender Seife nachformt. Das alltägliche Material lässt sich hier aber über die Massenreproduktion hinaus auch veredelt sehen: als Zeichen des Heiligen und zur Verehrung.

Fließender Mantel

Thais Odermatt (*1980) und Carlos Isabel (*1985) zeigen in einem Video die Blutränen vergessene Schmerzensmutter mit einem Sternenkranz ums Haupt. Elektrische Opferkerzen weisen auf den Bittkult. Diese ganz gegenwärtige Arbeit steht in Nachbarschaft zu emotional aufgeladenen Pietà-Darstellungen, die Maria als Teil der Passionsgeschichte Christi vergegenwärtigen.

«Maria, breit den Mantel aus», singen die Gläubigen im Kirchenlied. Judith Albert (*1969) setzt den Ruf um in eine berührende Videoarbeit: Ein flutender blauer Samtstoff fließt unter einer verschlossenen Tür heraus. Es ist ein unvergesslich starkes Bild für den Wunsch nach Geschützt- und Aufgehobenem.

Die Ausstellung im Sankturbanhof in Sursee spricht ihre Themen nur knapp an. Sie überlässt das Weiterdenken den Besuchern. Wie Gielia Degonda in ihren beiden grossen Arbeiten «Transparenz» und «Transzendenz» in den Grau-, Silber- und Goldtönen Unsichtbares ins Sichtbare bringt, so stehen Bilder und Objekte in dieser Ausstellung für mehr als das, was sie handfest darstellen.

HINWEIS

► Ausstellung «Ave Maria», Sankturbanhof, Theaterstrasse 9, Sursee. Bis 6. Januar 2013. Mi-Fr 14-17 Uhr, Sa/So 11-17 Uhr. Eröffnung heute Freitag, 28. September, 19.30 Uhr. ◀

Toleranz

Toleranz ist ein Wort, das heute in keiner Ansprache fehlen darf. Auch von unseren Mitmenschen



Ioan L. Jelelean über Grenzerfahrungen anlässlich des Mohammed-Films

fordern wir immer und überall Toleranz. Mit dem Appell an die Toleranz gegenüber anderen Religionen und Einstellungen ist man auf der sicheren Seite.

Gleichwohl finde ich es wichtig, dass man sich Gedanken darüber macht, was Toleranz bedeutet und wo sie an ihre Grenzen kommt.

MEIN THEMA

Im Bezug auf die Verletzung religiöser Gefühle stosse ich mit meiner Toleranz an Grenzen. Vorausgesetzte Toleranz gibt mir nicht das Recht, mir auf Kosten anderer derbe Spässe zu erlauben. Menschen fühlen sich durch den aktuellen Mohammed-Film in ihren religiösen Gefühlen verletzt - sie können diesen Film nicht tolerieren. Mit Gewalt auf diese Verletzung zu reagieren, scheint mir keine Lösung - ich kann diese Gewalt nicht tolerieren.

Einerseits hat Toleranz für mich mit Gewissensfreiheit und individueller Autonomie zu tun. Sie erfordert Mut, Überzeugung und ein Bekenntnis zur Freiheit. Meine persönlichen Grundüberzeugungen und Wertvorstellungen gehen allerdings nicht immer mit der Forderung nach genereller - und damit beliebiger - Toleranz einher.

Andererseits ist Toleranz gesellschaftlich eingebettet. Neben der Toleranz, die ich anderen einräume, gibt es auch diejenige, die ich von anderen einfordere. Wir müssen als Gesellschaften, Kulturen und Religionen aufeinander zugehen, einander kennenlernen. Im ständigen Dialog sollten unsere Grundüberzeugungen und Werthaltungen allerdings nicht durch beliebige Toleranz verwässert werden.

Ioan L. Jelelean, christkatholischer Pfarrer.

NACHRICHTEN

620 Fälle von Missbrauch

SYDNEY sda. Im australischen Bundesstaat Victoria haben katholische Geistliche und Gemeindearbeiter in den vergangenen Jahrzehnten mindestens 620 Kinder sexuell missbraucht. Das hat eine Untersuchung der katholischen Kirche ergeben. Die meisten Fälle liegen zwischen 30 und 80 Jahre zurück. Nach 1990 habe es nur sehr wenige Missbrauchsfälle gegeben, hiess es. Papst Benedikt XVI. hatte an die australischen Bischöfe appelliert, die «Fehler der Vergangenheit mit Ehrlichkeit wieder gutzumachen».

Pakistans Polizei entlastet Christin

ISLAMABAD sda. Die pakistanische Polizei hat eine wegen Gotteslästerung angeklagte 14-jährige Christin entlastet. Es gebe «Beweise», dass ein Imam den Vorwurf der Koranverfälschung gegen das Mädchen lanciert habe. Dieser selbst habe den von Rimsha verbrannten Papieren Seiten aus dem Koran hinzugefügt.

«Wir sind im Stadium der Freundschaft»

KONZIL Reformkräfte berufen sich auf das II. Vatikanische Konzil von 1962. Der Basler Bischof Felix Gmür (46) sagt, wie dieses nachwirkt.

Bischof Felix Gmür, wann kamen Sie mit dem Vatikanischen Konzil zum ersten Mal in Kontakt?
Felix Gmür: Bewusst habe ich mich im Studium mit dem Konzil auseinandergesetzt.

Wofür steht das II. Vatikanische Konzil Ihrer Ansicht nach?
Gmür: Für das Ankommen der Kirche in der heutigen Welt.

Das heisst?
Gmür: Am besten schauen wir auf die Früchte des Konzils. Die auffälligste Frucht ist die Liturgiereform, also die Neuerungen in der Feier der Gottesdienste. Entscheidend für das Konzil ist die bewusste Hinwendung der Kirche zu den Menschen von heute mit ihren Sorgen und Ängsten. Dazu gehört die Sicht der Kirche als Volk Gottes, der Einbezug von Laien als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oder der Gedanke des Bischofskollegiums, das in Einheit mit dem Papst als Ganzes Verantwortung für die Kirche trägt.

Andere Früchte sind der Aufbruch in der Ökumene oder die Anregung zum neuen Kirchenrecht, das 1983 herauskam.

Welches sind die Widersprüche?
Gmür: Während des Konzils trat eine grosse Bandbreite von theologischen Meinungen und Denkstilen zutage. Es gibt



«Ein Aufbruch ist nur der Anfang. Jetzt braucht es einen langen Atem.»

BISCHOF FELIX GMÜR

deshalb hier und da Konsenslösungen. Das ist den Texten anzusehen, und daran entbrennen auch Diskussionen.

Was ist von der Aufbruchstimmung von damals übrig geblieben?
Gmür: Ein Aufbruch ist immer nur der Anfang. Für die Fortsetzung braucht es einen langen Atem, Mut, Gebet, Vertrau-

en auf den Heiligen Geist. Manchen scheint der Schnauf leider langsam auszugehen. Andere wundern sich, wenn man so sagen darf, wie der Geist heute wirkt. Ein Konzil ist ganz anders als etwa ein Gesetz. Dieses wird verabschiedet, und das wars dann. Das Konzil verlangt eine kontinuierliche Aneignung. Das ist ein Prozess, der lange dauern kann.

Wo steht die Kirche heute?
Gmür: Ich nehme ein Thema heraus: Ökumene ist ein Weg, der unumkehrbar ist. Aber alle Bemühungen um wahre und sichtbare Einheit müssen tragfähig sein und von allen angenommen werden können. Mit manchen Kirchen geht das einfacher, mit anderen langsamer. Was über Jahrhunderte getrennt war, wird nicht von heute auf morgen mit Erklärungen zusammengeführt. Wir sind im Stadium der Freundschaft; wir sagen uns gegenseitig, wo wir einig sind und wo der Schuh drückt. Da geht es um theologische Fragen, aber auch um Unterschiede der Kulturen. Jetzt gehen wir daran, wahrhaft Geschwister zu werden.

Das tönt alles sehr harmonisch. Dabei wenden sich viele von der Kirche ab. Verschliessen Sie davor die Augen?
Gmür: Wovor sollte ich die Augen denn verschliessen?

Vor allem das Festhalten am Pflichtzölibat sowie das Verbot, dass Frau-

en zu Priesterinnen geweiht werden können, verstehen viele nicht.

Gmür: Diese Themen beschäftigen viele Leute. Das weiss ich. Man darf sie aber nicht vermischen; es sind unterschiedliche Fragen. Sie werden in verschiedenen Gremien diskutiert, und das ist gut so.

In Basel will man mit einer Gleichstellungsinitiative die Abschaffung des Pflichtzölibats und die Zulassung der Frauen zum Priesteramt durchsetzen.
Gmür: Ich bin mit den Initianten und den staatskirchenrechtlichen Körperschaften im Gespräch. Die Initianten wissen, dass ich die Initiative in dieser Form nicht unterstützen kann. Aber sie wissen auch, dass ich das Anliegen als Wunsch von vielen Gläubigen ernst nehme.

Sie sagten einmal: «Wir Europäer sollten uns nicht zu sehr als den Nabel der Weltkirche sehen.» Was meinen Sie mit dieser Aussage?

Gmür: Die Kirche in unserem Bistum hat enorme Stärken. Diese dürfen wir in die Weltkirche eingeben, etwa das hohe Engagement von Ehrenamtlichen. Wir können aber in vielem ein gutes Stück zulegen, zum Beispiel bei der Lebendigkeit des Glaubenslebens. Ich plädiere dafür, zuerst das zu ändern, was wir aus eigener Kraft ändern können, und Probleme nicht in andere Weltgegenden abzudelegieren.

AUFGEZEICHNET VON SIMONE HINNEN